

Miteinander am Tisch sitzen

Ich bin zu einer Veranstaltung eingeladen. Ich betrete den Raum, in dem sie stattfinden soll. Etliche Besucher sind schon da und haben sich an verschiedenen Tischen niedergelassen. Ich bleibe kurz stehen. Wo soll ich mich hinsetzen? Ich schaue mich um und sehe einige Leute, die ich kenne. Meine Entscheidung ist gefallen: ich setze mich zu ihnen.

Was ich hier schildere, ist ein alltäglicher Vorgang, den wir sicher alle schon unzählige Male erlebt haben, und keiner besonderen Erwähnung wert. Doch ab und zu beschäftigt er mich doch. Im nachhinein frage ich mich: war es richtig, wie ich meine Sitzplatzwahl getroffen habe? Oder hätte ich nicht besser den nächsten freien Platz nehmen sollen, ungeachtet dessen, wer dort schon sitzt?

Dieses Nachsinnen über eine Alltäglichkeit hat damit zu tun, dass ich mir Gedanken mache über mein Verhältnis zu den Menschen, die um mich herum leben – in meiner Nachbarschaft, in derselben Stadt, im selben Land. Trotz verbesserter Kommunikationsmöglichkeiten in der Neuzeit gibt es in der menschlichen Gesellschaft mehr und mehr Vereinsamung. Es gibt Zeichen von Kontaktarmut. Vorurteile und Unverständnis anderen gegenüber führen zu Abschottung und Ausgrenzung. Trage ich vielleicht unbewusst dazu bei? Wie können wir alle ein besseres Verhältnis zueinander erreichen? Müsste unsere christliche Tradition nicht einen Weg dazu weisen?

Die Templer legen großen Wert darauf, eine *Gemeinde* zu sein. Das Wesen einer Gemeinde erschließt sich mir hauptsächlich darin, dass man *miteinander am Tisch sitzt*. Dieses Miteinander-am-Tisch-Sitzen bedeutet nichts anderes als dass *jeder mit jedem eine persönliche Beziehung* aufnimmt. Und wenn sie sich steigert, wird diese *Tischgemeinschaft* zu einer *Mahlgemeinschaft*. Es ist schon immer ein Zug in den Tempelgemeinden gewesen, dass man zu besonderen Anlässen *miteinander gegessen* hat. Ich denke, wir sollten diesen Brauch auch weiterhin pflegen. Sehr eindrucksvoll waren für mich die bisherigen *Agapefeiern* in der Stuttgarter Tempelgemeinde, bei denen der Sinngehalt einer solchen Mahlgemeinschaft (eines »Abendmahls«) am schönsten erlebt werden konnte.

Wenn wir uns bei einem solchen Abendmahl auf den Rabbi aus Nazareth berufen, sollten wir eines nicht vergessen: nach allem, was wir von Jesus wissen, pflegte er eine *offene* Mahlgemeinschaft, das heißt, er saß nicht nur mit seinen *Jüngern* zu Tisch, sondern mit denjenigen, die ihm gerade »am nächsten« waren. Das hatte ihn bei den strenggläubigen Juden in Verruf gebracht: »Er sitzt mit Zöllnern und Sündern am Tisch«. Etwas Schlimmeres konnte man sich damals gar nicht vorstellen. Aber damit, dass Jesus die in der offiziellen Frömmigkeit vorgegebene enge Begrenzung der Mahlgemeinschaft sprengte, wies er auf das *Entscheidende* in den menschlichen Beziehungen hin. Er pflegte nicht nur die Jünger-

gemeinschaft, sondern nahm auch die Lebensbedürfnisse ihm bisher unbekannter Menschen wahr.

Jesus kann nicht ohne das *gemeinsame Mahl* gedacht werden. Die Wichtigkeit, die er ihm beimaß, kommt am deutlichsten zum Ausdruck bei der bis ins Wunderbare gesteigerten Geschichte von der »Speisung der 5000«. Und die Erinnerung an seine Mahlgemeinschaften blieb lebendig und spiegelte sich darin, wie etwa die Emmausjünger ihren auferstandenen Meister erlebten: »Und es geschah, als er mit ihnen zu Tisch saß, nahm er das Brot, dankte, brach's und gab's ihnen. Da wurden ihre Augen geöffnet, und sie erkannten ihn.« (Luk 24,30-31).

Das Miteinander-Essen ist schon immer ein Vorgang gewesen, der gesellschaftliche Bindungen festigt. Jesus gibt ihm einen neuen Akzent und eine erweiterte Bedeutung: seine Tischgemeinschaft ist *offen*, und es gibt bei ihm *keine Bedienung*: »Er brach das Brot und *gab's ihnen*« – mit dieser Handlung gibt er ein Zeichen dafür, wie jeder in der Tischgemeinschaft es halten sollte, nämlich seine Weisung zu beachten, anderen zu *dienen* statt sich *bedienen zu lassen*.

Wenn wir Templer Jesus als unseren Lehrer und unser Leitbild sehen, dann wird uns sein Verständnis der Tisch- und Mahlgemeinschaft viel zu sagen haben. Dann wird auch *unser* Zusammensein am Tisch eine neue Qualität erhalten und jedem sichtbar vor Augen führen, was für uns *Gemeinde* ist. Lasst es uns also *in seinem Sinne* praktizieren! *Peter Lange*

Gemeinsamer Leitartikel in »Warte« und »Templer Record«

Welchen Wert hat denn Entwicklungshilfe?

Eine Diskussionsrunde behandelt Fragen der Globalisierung

Auf dem Podium im Gemeindesaal saßen am 31. Januar profilierte Vertreter des öffentlichen Lebens, die auf die Fragen und Probleme wachsender Verflechtung und Vernetzung in der Welt eingingen und interessante Einsichten vortrugen (siehe auch unseren Kurzbericht im »Treffpunkt«-Teil).

Professor Ernst Ulrich von Weizsäcker sprach zunächst über einige Aspekte der zunehmenden Verflechtung von Handel, Produktion und Kapital in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren:

1. Während des Kalten Krieges rivali-

sierten Ost und West um die Gunst der Entwicklungsländer, zum Teil konnten diese die einen gegen die anderen ausspielen. Mit dem Zusammenbruch des Sozialismus ging das Interesse für die Entwicklungsländer rasch zurück, die Summe der Entwicklungshilfe fiel auf die Hälfte.

2. Mit dem Zusammenbruch des Kommunismus hat sich die kapitalistische Theorie, dass der freie Markt die Verteilung von Gütern am besten regelt, fast weltweit durchgesetzt, wurden Handelsbeschränkungen immer

weiter abgebaut – vielen Entwicklungsländern aufoktroziert als Bedingung für neue Kredite, im guten Glauben, dass das zu ihrem Nutzen sei, aber nicht immer mit gutem Ergebnis. Denn es gibt Bereiche und Situationen, in denen der Markt, die freie Konkurrenz, nicht zum Nutzen aller funktioniert. Dann muss der Staat Regeln setzen, zum Schutz der Schwachen, zum Funktionieren des Ganzen (Beispiele: Gesundheitsfürsorge, Bildung usw.).

Innerhalb der entwickelten Staaten geschieht das weitgehend (mehr oder weniger effektiv). Im internationalen Handel, der mit der Globalisierung immer mehr Gewicht erhält, funktioniert es nicht oder nur sehr bedingt, weil eine übergeordnete Instanz fehlt, die Regeln nicht nur setzen, sondern auch ihre Einhaltung erzwingen kann. Den weltweit agierenden Konzernen und den weltweit wirkenden Marktgesetzen stehen Nationalstaaten gegenüber, die sich, wenn überhaupt, nur auf ein Minimum an Regeln einigen können. Unter diesen Umständen wirkt sich die Globalisierung für die Entwicklungsländer negativ aus: das Wohlstandsgefälle zwischen den reichsten und den ärmsten Ländern hat sich in den letzten zwanzig Jahren verdoppelt.

Aus dieser Sicht liegt die Verantwortung für das wachsende Missverhältnis primär bei den Industriestaaten. *Dr. Séhouéto*, als Vertreter vor allem der afrikanischen Länder, betonte demgegenüber deren Eigenverantwortung und sagte direkt, dass viele afrikani-

sche Regierungen sich zu wenig um die soziale und wirtschaftliche Entwicklung ihrer Länder kümmern, dass sie nicht den Mut hätten, notwendige Reformen durchzuführen, aus Angst vor den eigenen Eliten, die dadurch ihre Privilegien verlieren würden.

Als ein weiteres hausgemachtes Entwicklungshemmnis nannte er die allgegenwärtige Korruption, die schwierig zu bekämpfen sei in Ländern, in denen die Unterstützung des eigenen Clans – und nicht die abstrakte Gerechtigkeit für alle – zum traditionellen Wertekanon gehöre, die aber auch deshalb nicht energisch angegangen werde, weil alle, die politisch oder wirtschaftlich Einfluss haben, davon profitierten.

In diesem Zusammenhang äußerte er sich auch skeptisch über die offizielle – von Regierung zu Regierung gezahlte – Entwicklungshilfe, nicht nur, weil die Gelder häufig zweckentfremdet würden (Professor Elwert sagte später, dass in einigen Staaten fünfzig bis hundert Prozent des Staatshaushalts aus Entwicklungshilfegeldern finanziert würden), sondern auch, weil sie eine falsche Empfängermentalität förderten, während es vor allem wichtig sei, die Menschen – einschließlich der Regierungen – zur Selbstverantwortung zu erziehen. So trage sie häufig dazu bei, bestehende Strukturen zu befestigen. Sie müsste aber darauf ausgerichtet sein, Reformen zu fördern.

Anschließend beleuchtete *Professor Elwert* einen weiteren Aspekt derselben Problematik. Er nannte als einen

der wichtigsten Faktoren dafür, dass es gerade in den ärmsten Staaten kaum Wirtschaftswachstum gibt, die fehlende Rechtssicherheit. Gesetze werden erlassen, aber ihre Einhaltung nicht kontrolliert, und die wichtigste Kontrollinstanz, die Justiz, funktioniert nicht, weil die Richter fast durch die Bank bestechlich sind. Als in der Republik Benin aufgrund eines Skandals auch dem Verhalten der Gerichte nachgegangen wurde, kamen vierzig Prozent der Richter in Haft. Das zeigt zwar, dass die jetzige Regierung von Benin versucht, das Problem anzugehen, aber es zeigt zugleich auch, wie groß dieses Problem ist.

Die Auswirkungen sind verheerend, in mehrfacher Hinsicht:

1. Noch die harmloseste: die Wirtschaft spielt sich zu einem großen Teil als Schwarzarbeit ab, Steuerhinterziehung ist nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Dadurch fehlt dem Staat die wichtigste Einnahmequelle.

2. Langfristige Investitionen werden so gut wie nicht getätigt, weder von Aus- noch von Inländern, weil das Risiko zu groß ist. Ausländer investieren anderswo, Inländer schaffen ihr Geld ins Ausland.

3. Wo das Vertrauen in eine einigermaßen gerechte gerichtliche Lösung von Konflikten fehlt, wächst die Korruption und vor allem die Gewalt – als eine sozusagen »private« Konfliktlösung (Mordrate in Nigeria: ca. 200 pro Woche). Ein solches Klima der Gewalt und Angst verhindert nicht nur einen wirt-

schaftlichen Aufschwung, sondern auch die Entstehung einer verantwortungsbewussten Zivilgesellschaft.

In der anschließenden Diskussion ging es vor allem um Fragen der Entwicklungshilfe. Auf die Frage, wohin man Spendengelder am sinnvollsten geben könne, verwies Professor Elwert vor allem auf die kirchlichen Organisationen (Caritas, Brot für die Welt u.a.). Sie seien dank ihrer Infrastruktur (Gemeinden, Missionsstationen, die fast überall primär Sozialstationen sind) gerade auch dort präsent, wo sonst niemand hinkommt (Beispiel: Kongo), sie betrieben meist kleinere überschaubare Projekte mit Aktivierung der Betroffenen (Hilfe zur Selbsthilfe), und sie hätten ein effektives System der Kontrolle entwickelt und könnten ineffektive Projekte leichter abbrechen als staatliche Organisationen.

Diesen, das heißt der staatlichen Entwicklungshilfe, gegenüber zeigten sich beide Referenten skeptisch aus den oben genannten Gründen: zu schwerfällig, zu wenig Möglichkeiten der Kontrolle. Sie machten aber einige bemerkenswerte Vorschläge zur Verbesserung: Dr. Séhouéto berichtete von einem Vorschlag seiner Regierung: Verträge zwischen Geber- und Nehmerländern, nach denen die Empfänger das Geld zurückgeben müssten, wenn es nicht zweckentsprechend ausgegeben worden sei. Sie hätten darüber bisher mit Deutschland und der Schweiz verhandelt. Die Schweiz sei darauf eingegangen, Deutschland nicht. Weitere

Vorschläge waren: Gelder für einheimische Organisationen nur, wenn diese eine geordnete Rechnungsführung und einen gewählten Kassenwart haben; staatliche Gelder nur an Länder mit einem unabhängigen Rechnungshof.

Auf die Frage, ob und wie Geberländer überhaupt Veränderungen bei den Empfängern bewirken könnten, wurden zwei interessante Beispiele genannt:

Dem Diktatorstaat Togo sperrten die drei Hauptgeberländer (USA, Frankreich, Deutschland) die Unterstützung, wenn nicht die schlimmsten Verstöße gegen die Menschenrechte abgestellt würden. Das funktionierte – bis sich die Geberländer in die Haare gerieten.

Ein Krieg zwischen zwei kleinen Entwicklungsländern schief sang- und klanglos ein, als drei Industriestaaten, offenbar die wichtigsten Lieferanten, überein kamen, keine Waffen mehr zu liefern. Leider lässt sich dieses praktische Mittel zur Kriegsvermeidung kaum auf größere Staaten übertragen.

Gegen Ende der Diskussion sagte jemand, wir hätten jetzt nur von dem geredet, was *Entwicklungsländer von uns* lernen könnten oder sollten. Es gäbe doch sicher auch einiges, was *wir von ihnen* lernen könnten. Dr. Séhouéto lachte und nannte dann: den Respekt vor den Älteren. Da ich selber zu dieser Gruppe gehöre, kann ich dem natürlich nur zustimmen! *Brigitte Hoffmann*

Wie es der Zufall so will, ist dem Schriftleiter gerade in dem Moment, als er diesen Bericht redigierte, eine Einladung zu einer Vortragstagung über das Thema »Globalisierung und ihre spirituelle Bewältigung« ins Haus geflattert. Diese Tagung wird von VIA MUNDI, der überkonfessionellen »Interessengemeinschaft für transzendenzoffene Wissenschaft und christliche Spiritualität« vom 30. April bis 4. Mai in Vierzehnheiligen bei Staffelstein (Oberfranken) veranstaltet. Themen der Vorträge werden sein: »Auswirkungen der Globalisierung auf die Natur«, »Die Erd-Charta - Eine weltweite Initiative für eine Ethik nachhaltiger Entwicklung«, »Die Überwindung des globalen Besitzstrebens aus der Sicht östlicher Spiritualität«. Weitere Einzelheiten sind bei mir erhältlich. P.L.

BUCH-NEUERSCHINUNGEN

Der große Zug der Württemberger nach Georgien

Ähnlich dem Auszug der mennonitischen Templer aus dem ukrainischen Schwarzmeer-Gebiet an den Kaukasus gab es – allerdings zeitlich etwa zwei Generationen früher – einen solchen Wanderzug von Württemberger Schwaben auf derselben Strecke. Allerdings

verblieben diese Siedler nicht in Nordkaukasien, sondern zogen durch das ganze Gebirge hindurch, auf einem beschwerlichen Weg über einen mehr als 2000 Meter hohen Pass an der Südostflanke des Kasbek. Sie ließen sich erst weit im Süden in der Kura-Senke, in der

Umgebung von Tiflis, nieder und grün-deteten dort schwäbische Kolonien, denen sie Namen wie Marienfeld, Elisabeththal, Katharinenfeld, Helenendorf, Annenfeld und Alexanderdorf gaben.

Pfarrer Dr. Peter Haigis und Professor Dr. Gert Hummel haben in einem neu erschienenen Buch diese Auswandererschicksale ausführlich beschrieben, wofür ihnen viele persönliche Dokumente und Tagebücher als Vorlagen dienten. In ihrer Darstellung werden auch eingehend die Umstände beschrieben, die zu dieser Auswanderungsbewegung geführt hatten.

Die ersten Ankömmlinge hatten Georgien Ende 1818 erreicht. Ihr Anführer war Georg Friedrich Fuchs, ein Weingärtner aus Schwaikheim, einer von vielen württembergischen Pietisten, die damals in einer schwärmerischen Endzeitstimmung lebten und sich entschlossen hatten, den Kampf und die Bedrückung der widergöttlichen Mächte, die man beim Anbruch des »Tausendjährigen Reiches« befürchtete, an einem sicheren »Bergungsort« zu überstehen.

Diese »chiliastische« Stimmung in den Pietistenkreisen Württembergs war schon im 18. Jahrhundert durch den Prälaten Johann Albrecht Bengel ausgelöst worden, der sich mit der Zahlensymbolik der Johannesoffenbarung befasst und den Anbruch des Tausendjährigen Reiches auf das Jahr 1836 berechnet hatte. Ganz besonders stark verbreitete sich diese Glaubenshaltung dann durch Bücher des religiösen

Schriftstellers Johann Heinrich Jung-Stilling und an der Wende zum 19. Jahrhundert durch die nur in einem engeren Freundeskreis kursierende schwärmerische Schrift des Winzerhauser Pfarrers Johann Jakob Friederich mit dem Titel »Glaubens- und Hoffnungsblick des Volkes Gottes in der antichristlichen Zeit«.

Während Bengel einen Zufluchtsort in Deutschland ins Auge gefasst hatte, rückte immer mehr das »Land Israel« und mit ihm das von den Propheten verheißene Jerusalem als das Ziel des »Volkes Gottes« in den Blickpunkt. Und da Palästina durch das osmanische Reich verschlossen schien, wollte man wenigstens einen ersten Schritt in die Richtung nach Osten unternehmen und konzentrierte sich dabei auf den Kaukasus, der mit seinem Ararat in der Noaherzählung eine »bergende« Bedeutung erlangt hatte.

Dass dann ab 1816 tatsächlich Tausende von Menschen Haus und Hof verließen und sich unter unsäglich schwierigen Bedingungen auf den Weg nach Russland machten, hatte seinen Auslöser einerseits durch die niederdrückenden Lebensverhältnisse während der napoleonischen Zeit (1805 wurde Württemberg zu einem Militärbündnis gezwungen und von Napoleon zur Heerfolge verpflichtet) und andererseits durch die von König Friedrich I. angeordnete Liturgiereform von 1809, die von pietistischer Seite als eine Verflachung des christlichen Glaubenslebens aufgefasst wurde.

Es ist bedrückend, von den vielen Opfern zu lesen, die der »Zug nach Osten« gekostet hatte. Es gab keine einheitliche Führung, mehrere Familien hatten sich jeweils zu »Harmonien« zusammengeschlossen und waren auf äußerst primitiven »Ulmer Schachteln« die Donau hinunter gefahren. Zweimal mussten sie bei Grenzübertritten wochenlange Quarantäne-Zeiten über sich ergehen lassen, außerdem ihre Reise in der Gegend von Odessa mehrere Monate unterbrechen, um in primitivsten Winterquartieren Schutz vor den Unbilden der Witterung zu suchen.

Es ist die Stärke des Buches von Haigis/Hummel, dass die abenteuerliche Reise dem Leser anhand so vieler Tagebuchnotizen und Geschichtsdokumenten äußerst lebendig vor Augen geführt wird. Deutlich wird der starke Glaube sichtbar, der die Auswanderer trotz aller Verluste und Rückschläge

nicht wanken ließ und ihnen letztendlich die Kraft gab, in der Ferne ein neues Gemeinschaftsleben aufzubauen.

Heute sind die evangelisch-lutherischen Gemeinden in Georgien nach Jahren der Unterdrückung und Vertreibung neu erstanden. Viele Mitglieder sprechen immer noch schwäbisch, ohne jemals in Württemberg gewesen zu sein, und singen noch Choräle aus dem alten württembergischen Gesangbuch. 1999 wurde Professor Gert Hummel, der sich jahrelang um den Wiederaufbau der dortigen Gemeinden bemüht hatte, zum Bischof der Lutheraner in Georgien geweiht. Zwischen der Württ. Landeskirche und der Lutherischen Kirche in Georgien ist eine Partnerschaft geschlossen worden.

Die eindrucksvolle Schilderung der Herkunft und Entstehung dieser Gemeinden ist nicht nur für württembergische Leser sehr zu empfehlen. *P.L.*

Peter Haigis/Gert Hummel »Schwäbische Spuren im Kaukasus – Auswandererschicksale«, Ernst Franz Verlag Metzingen, 2002, 284 Seiten mit 40 Farbbildern, ISBN 3-87785-029-4, Euro 13,-

Sehnsucht nach Jerusalem

Derselben Thematik wie das Buch von Haigis/Hummel widmet sich eine fast zeitgleich erschienene wissenschaftliche Arbeit von Renate Föll, die von der Tübinger Vereinigung für Volkskunde herausgegeben wurde. Die Verfasserin hat ein umfangreiches Quellenstudium über den Jerusalemglauben im württembergischen Pietismus betrieben und auch ausführlich und sachlich ge-

nau über die »Jerusalemsache« der Templer berichtet. Sie erwähnt, dass sie aus persönlichen und familiären Gründen an der Erforschung dieser Glaubensströmung interessiert war – und man spürt dies auch aus der Intensität, mit der sie ihr Thema verfolgt.

Einen breiten Raum nimmt in ihrem Buch die Darstellung der Leitfiguren des württembergischen Pietismus ein.

Sie greift hier auf allererste chiliastische Gedanken und Vorstellungen bei Johann Valentin Andreae (1586-1654) zurück und geht dann ausführlich auf die Lehren von Bengel, Oetinger, Pregizer sowie Michael und Philipp Matthäus Hahn ein. Sehr anschaulich werden dann die Glaubensvorstellungen und Denkweisen von Johann Heinrich Jung-Stilling (1740-1817) und Johann Jakob Friederich (1759-1827) geschildert. Sehr informativ sind dabei die Textauszüge aus Friederichs »Glaubens- und Hoffnungsblick« von 1800, die dem Leser einen Eindruck von der Naivität und dem mangelnden Realitätssinn dieser Frommen im Lande vermitteln.

Natürlich kommen auch die langen Wanderzüge der württembergischen »Separatisten« nach Russland, dem »Bergungsort« der Weissagungsgläubigen, zur Sprache und deren Ermöglichung durch das starke persönliche Eintreten beim russischen Zaren durch Persönlichkeiten wie der baltischen Adligen Juliane von Krüdener oder der Gebrüder Koch aus Marbach.

Erfreulich ist, dass Renate Föll auch auf die Entstehungsgeschichte und die Ausrichtung der 1819 – vor allem durch die beharrlichen Bemühungen des Leonberger Notars Gottlieb Wilhelm Hoffmann – ins Leben gerufenen Brüdergemeinde Korntal eingeht, dem als »Zufluchtsort in Deutschland« geplanten Siedlungsunternehmen, das

den Auswanderungsdrang der gläubigen Pietisten allerdings nicht restlos zurückhalten konnte, denn man liest von brüdergemeindlichen Koloniegründungen wie Neuhoffnungsthal, Neuhoffnung und Rosenfeld, die 1822 am Asowschen Meer in der Nähe von Berdjansk stattgefunden hatten.

Bedeutsam sind wohl auch die Überlegungen, die die Verfasserin am Schluss ihrer Abhandlung über die geistige Entwicklung in den Kolonien der chiliastisch Geprägten anstellt, ob diese nun in Korntal, Russland oder letztendlich in Palästina lagen. Sie kennzeichnet sie als »realisierte Utopien«, deren religiöse Motivation nach und nach in den Hintergrund trat und die »höchst irdische und tüchtige, in gewissem Sinne sogar rationalistisch geprägte Gemeinwesen« hervorbrachten. Da auch die Templer in ihrer Auswanderungsbewegung – wenn auch später als viele andere – diese Wandlung durchmachten, regt das Buch zu einer Selbstanalyse und zu einem Vergleich mit anderen ähnlichen Bewegungen an.

Auf den letzten Seiten angeschnitten, aber nicht weiter ausgeführt, sind die Parallelen zwischen jüdischer und pietistischer Auffassung vom Gottesreich als dem Ziel des »Volkes Gottes«, die der Bezug auf alttestamentliche Texte in beiden Fällen nahelegt und bei der Begriffe wie »Israel« und »Jerusalem« eine maßgebliche Rolle spielen.

Renate Föll, »Sehnsucht nach Jerusalem – Zur Ostwanderung schwäbischer Pietisten«, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2002, 246 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, ISBN 3-932512-16-2, Euro 15,50